

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 43: Musik

Rubrik: Musik? Momänt!

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wie ich unmusikalisch wurde

Von Robert Däster

Der Vater meinte zwar, ich sei übergeschnappt, aber mein Onkel behauptete unbeirrlich, die graziöse Art, wie ich die Haarbürste gleich einer Geige unters Kinn klemme und der Schwung, mit dem ich das tintenverkrustete Lineal darüberführe, lasse bei mir auf Musikalität schließen. Der seelenvolle Ausdruck meiner Augen gar riß ihn zur Vermutung hin, ich müsse nicht bloß ein Virtuose, sondern ein zutiefst musikalischer Künstler werden. Da mein Onkel etwas vom Fiedelspiel verstand – mehr wohl als

von der spitzbübischen Parodierlust des Zwölfjährigen – wurde mein Anspruch auf eine Geige anerkannt, wenn auch unter pompöser Entgegennahme feierlichster Versprechen, täglich mehrere Stunden zu üben. Ich entwickelte mich recht bald zum Wunderkind. Mein Vater erklärte jeden Dienstag, es sei ihm ein Wunder, ein unheimlich anmutendes Mirakel, wo ich alle Ausreden hernehme, um die Violinstunde zu schwänzen. Kopfweh war mein bevorzugtes Jugendgebreiten, es befahl mich außer an Dienstagen mit einer hartnäckigen und eines Besseren würdigen Regelmäßigkeit beim täglichen Geschirrabtrocknen. Auch Durchfall, Schwindelgefühl und Atemnöte stellten sich häufig zur selben Stunde ein und unterstanden sich, mich nun ebenfalls dem Geigenunterricht fernzuhalten.

Nach einigen Lektionen hätte ich allerdings mit gutem Recht vorgeben können, meine Finger taugten auf ewig nicht mehr zum Geigenspiel. Die Lehrerin nämlich, der man ehrerbietig konservatorische Bildung nachrühmte, pflegte mir stets dann mit einem Bambusrohr auf die Finger zu schnellen, wenn ich danebengriff, und wann, so frage ich, griff ich nicht daneben? Mit diesem Stecklein nun klopfte sie mir, wie konnte es anders sein, die letzten Ueberbleibsel von Begeisterung aus den Knöcheln, was freilich weder erzieherisch noch kaufmännisch gesehen eine Glanzleistung war, bestand doch ihr Schülerkreis im Dorf einzig aus mir.

Nach wenigen Monaten fand der Vater, er habe nun genug Geld ausgegeben für meine musikalische Ausbildung, ich möge mich wieder der Haarbürste zuwenden! Erlöst trug ich die Violine auf den Estrich, wo sie heute noch, vom Zahn der Zeit in ihre verschiedenen Bestandteile zerlegt, sanft ruht.

Dermaßen bin ich nun, dem Himmel sei's geklagt, mein ganzes Leben lang unmusikalisch geblieben, von jedem Humpa-Humpahumpapa-Begleitbläser einer Dorfharmonie beschämt und verachtet, und ausgestoßen aus den Kreisen Musik betreibender Erdenbürger. So sitze ich denn abends einsam am Plattenspieler, versenke mich in Mozarts Klänge, lausche der ergreifenden Stimme des längst dahingegangenen Leo Slezak, lasse die atemraubende Musik Rossinis und Gershwins aufpeitschende Rhythmen zu mir sprechen und überlege wehmütig, was für ein Mensch ich doch hätte werden können, wäre ich nur musikalisch gewesen ...

Musik? Momänt!

Wen nehme ich da aus der Porträtgalerie meines erleuchteten Gehirns? Jenen polnischen Pianisten, der die Adagiosätze immer mit dem dumpfen Brummen seiner eigenen Stimme zu begleiten pflegte? Jenen über-eifrigen Dirigenten, dessen Taktstock sich während eines Allegro furioso derart in den Frackschößen verwickelte, daß er fünf Minuten lang mehr mit dem Stock als mit dem Orchester zu tun hatte? Oder vielleicht die einstmals berühmte Sängerin des Stadttheaters, die mich bat, über sie einen Artikel in der «Sie und Er» zu verfassen, indem sie ihre eigene Persönlichkeit also einführte: «Jää gälled Si, Sii, ich bi nämli es Phänomen, Sii.»

Ihre Größe hänge in Frieden! Denn sie besaßen es alle doch einmal, was so köstlich ist.

Aber wie steht es mit den vielen andern, die nie berühmt werden, auch wenn sie sich ein Leben lang dazu berufen fühlen? Wenden wir uns einem solchen Exemplar zu. Sie fallen nicht von selbst aus dem Rahmen. Man muß ihnen nachhelfen.

Also: Kleiner Lebenslauf eines verhinderten Musikers, der heute bald fünfzig Jahre zählt und keine Aussicht mehr hat, über die erste Sprosse des Erfolges hinauszukommen; der das bleibt, was er immer war: ein verkanntes Genie, eine eingebildete Kantate, eine unvollende Sinfonie.

Ich kenne ihn schon seit frühester Jugend und weiß von den ersten Mißerfolgen seines enttäuschungsreichen Musikerlebens. Bereits mit sieben Jahren begann die Tragödie.

Wenn abends in der Stube einige Freunde seines Vaters musizierten, steckte ihn seine Mutter ins Bett und sagte: «Schlaf.» Aber er schlief nicht, sondern öffnete die Türe in den Korridor, um auch einige Töne zu erhaschen. Die Mutter schloß sie wieder und sagte noch einmal: «Schlaf.» Dann wurde er traurig.

Später zahlte man ihm Klavierstunden. Aber er improvisierte lieber. Er zauberte die inigsten Töne aus den Tasten, wenn der Vater in der Nebentube die Zeitung las und hoffte angestrengt: Jetzt wird er dann herüberkommen und fragen: «Was spielst du da Schönes?»

Und er kam auch herüber. Aber er sagte:

«Spiel etwas Rechtes oder schließ den Dekkel.» So schloß er den Deckel. Und war wieder traurig.

Dann kam er ins Seminar. Der Musikprofessor freute sich an seinen gelenken Fingern und ließ ihn Liszt spielen. Obschon er lieber Bach gehabt hätte. Bach könnten auch andere spielen, sagte der Professor.

Mit 17 Jahren schrieb er heimlich sein erstes Lied. Nach einem Text von Hesse. Er schenkte es einem Mädchen, weil es ein Liebeslied war, und glühte vor Begeisterung. Aber das Mädchen glühte nicht. Es verschwand mit dem Lied und spazierte am gleichen Abend schon mit dem Doktorsohn durch das Dorf.

Dann wurde er Lehrer. In einer kleinen Ortschaft am Rhein. Wenn es nachtete, zog er mit seiner Geige in den Wald und spielte. Bis alle Hunde in den Höfen zu heulen begannen und die Bauern ihren neuen Lehrer für verrückt hielten.

Aus Verzweiflung schrieb er darauf die ersten Gedichte und schmuggelte die Musik zwischen die Worte. Aber die Kritiker waren schlauer als er. Zu viel Ton und zu wenig Substanz, schrieben sie.

Darauf korrigierte er ein Jahr lang nur noch die Hefte. Aber die Töne klopften unermüdlich an sein Herz. Er schrieb einige Liedchen für seine Schüler. Er wollte sie am Radio mit den Kindern singen.

«Sie sind doch kein Musiker, Sie sind ein Dichter», sagte der Direktor und klopfte ihm auf die Schultern.

Er heiratete. Man lud Musiker ein, und seine Frau sagte: «Spiel etwas.» Er spielte. Nachher schwiegen sie alle, anstatt ihn zu beglückwünschen und endlich zu entdecken.

Er wurde älter und spielte nun nur noch, wenn er allein war oder nachts, wenn die andern schliefen. Noch einmal glühte ein kleiner Hoffnungsschimmer auf, als er einige Chansons fertig brachte. Reichte es früher nicht zu Sinfonien, so konnte er sich vielleicht noch in die Kleinkunst retten.

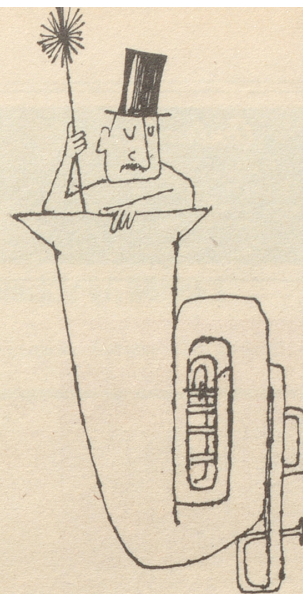
Er trug seine Werke ins Niederdorf, in den «Hirschen», und Simone Müller sagte, sie werde sie singen. Er nahm einen Taxi nach Hause, so glücklich war er.

Sie sang sie nie. Sie verschwand wie die erste, und er begann wieder Hefte zu korrigieren.

Seine Frau sagte darauf: «Du hast ja Erfolg mit deinen Büchern.»

Aber was weiß sie? Wer ersehnt den Erfolg da, wo er ihn hat? Kann sie ahnen, wie er tausendmal glücklicher wäre in seinen Tönen als in der hölzernen Wortzimmerei?

Vor einigen Tagen hat er sich einen Wellensittich gekauft. Jetzt singt der Vogel mit, sobald er sich ans Klavier setzt. Zwar nicht immer in der gleichen Tonart. Aber er singt immerhin.



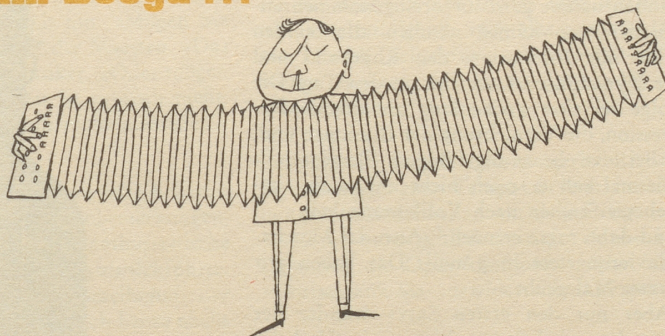
Und ich entsinne mich mit leisem, vielleicht etwas schmerzlichem Lächeln jener Zeit, als ich mich noch selber begleitete, indem ich die Geige zwischen die Knie preßte, mit der linken Hand die Tasten drückte und mit der rechten den Bogen über die leeren Saiten zog.

Es war schön, damals. Fast noch etwas schöner als heute. –

Aber ... Momänt! Was spreche ich da von mir?

Ich glaube, ich habe das falsche Bild aus dem Rahmen genommen. Mathis

Zoogan am Booga ...



Oobaduura tuadarlat und güügalat Khlarinetta, – unnaduura – schrumm, schrumm – saagat a Paßgiiga und zwüschatduura ggäggat und jöomarlat a Schwizzarörrgali. Dar Khlarinettischt schtampft mitam rächta Khnohha dar Tackht, dar Passischt trät wäärand am Schpiila siini Paßgiiga zringalum und dar Handörgalar loot Jüchz ap, daß as imm fasch d Schtimmbendar varjaggt. Das isch Musigg. Das isch Lendlar-Musigg. I waiß, as hätt a Huufa Lütt, wo d Lendlar-musigg nitt varputza khönnand. Das sej a

Schmarra, säägands, immar nu dia gliich aifach Melodii, was wäxla tej, sej höchschtans Toonart, ason aswas henkhi ainam noch ara Viartalschtund zum Hals ussa. Gwüß, i sälbar gengti au nia ana Lendlarmusigg-Khon-zärt. Do hetti nochara halba Schtund au gnuag. Nia gnuag khanni abar khriaga, wenn ason a tschenti Khapella zum Tanz uufschpiila tuat. Do bliibi hockha, bis Khlappa vu dar Khlarinetta haif laufand, dar Passischt sich an dar Paßgiiga heeba muaß und uff dar Handörrgla a paar Khnöpf nu no

Luft schtatt Töön duura löönd ... das haifst, hockha bliiba nitta. I khann überhaupt nitt begriifa, daß ma khann hockha bliiba, wenn a Khlarinetta aafangt turulüdiit türülilaaa zmahha. Das muaß aifach dar schtiifschti Khnohha in dHööhhi rupfa. Und wäär no nia zunara urchiga Lendlarmusigg Walzar tanzt hätt – natüürli linggs und rächts umma und khlaaarwiis mit ama tschenta Maitali im Arm – dää söll miar jo nitt varzella, a Lendlarkhapella sej langwiilig. Nitt zvar-gässa: Wenn aswo a grooßa Ball isch – as haifst denn immar «in allen Räumen des Hauses» – so tuat ma totsihhar au a Lendlarkhapellan aaschtella und as isch immar widar asoo, döt wo dia säbb Musigg schpiila tuat, isch immar am maischta Betriib, am maischta Fröölichkhait. Also, a Rundi hell für d Lendlarmusigg! Hitsch

Hotel im Portner St. Gallen

Erstklasshotel in der Altstadt
Jedes Zimmer mit Bad und Telefon
Gediegenes Restaurant «Au Premier»
W. Rügner - früher Walhalla



HOTEL ALBANA

Speiserestaurant
gut + preiswert

Bes. W. Hofmann

das ganze Jahr offen



Umwälzend in seiner Milde!

Rössli NOVA

Speziell für die Jungen!

«15»: 10 St./1.50 «20»: 5 St./1.–